

Vom „Wir“ und „Ich bin dabei“ in der Gemeinde

Apostelgeschichte 14,19-28: Vor einigen Monaten habe ich schon über den ersten Teil dieses Kapitels 14 gepredigt. Zuvor einige einführende Bemerkungen. Die Apostelgeschichte ist von Lukas geschrieben. Er war der Historiker der frühen Kirche. Und er war auch der Historiker, der von den Reisen des Apostel Paulus berichtet. Das sind die Reisen von Jerusalem, nach Judäa, nach Samarien bis an die Enden der Welt. Was wir in der Apostelgeschichte lesen ist die Geschichte, wie die Gute Nachricht von Jesus, ausgehend von Jerusalem in alle Ecken der Welt kam, einschließlich nach Thüringen, in einen kleinen Hinterhof in Erfurt, der Magdeburger Allee 10. Eben-Ezer-Gemeindezentrum.

Was wir in der Apostelgeschichte lesen ist nicht nur irgendeine Geschichte, oder deren Geschichte. Das Wesentliche ist: Es ist auch unsere Geschichte. Wir gucken uns an, womit sich die junge Kirche auseinanderzusetzen hatte, und wie sie das getan haben, inspiriert uns in unseren Auseinandersetzungen. Es fordert uns heraus. Individuell und als Gemeinschaft. Mit Vers 28 endet nicht nur das Kapitel 14, sondern dieser Abschnitt beschließt das, was wir die erste Missionsreise von Paulus nennen. Warum heißt sie die erste? Weil es die erste war! Das hat nachher seine Bedeutung. Ein Kapitel davor (13) beginnt sie. Die „erste“ Missionsreise. Das ist eine besondere Reise, denn damit war sie auch immer eine Reise der ersten Begegnungen, des „das erste Mal“. Neues, neues immer wieder Neues, erstmalig. Was war das alles?

Die Gemeinde in Antiochien. Da ging es los. Sie ist die erste Gemeinde die neben Jerusalem genannt wird. Sie ist die erste Gemeinde, die international zusammen lebte. Hier wurden die Jünger das erste Mal Christen genannt, von ihr wird als erste berichtet, dass sie einer anderen Gemeinde helfen, hier ging die erste Missionsreise los mit Barnabas und Paulus und ihrem Team. Zuerst kommen sie nach Zypern. Hier hören wir von dem ersten Wunder, das Paulus tut. Hier wird Saulus das erste Mal Paulus genannt. Hier erleben sie die ersten Missionserfolge auf der Reise. Weiter geht es nach Perge. Hier passierte es das erste mal, dass jemand eine Missionsgruppe verlassen hat. Johannes Markus. Wir wissen nicht warum. Aber das muss geknallt haben. Dann kommen sie in ein anderes Antiochien. Hier lesen wir die erste ganze Predigt von Paulus. Da wird zum ersten Mal Paulus vor Barnabas genannt. Paulus erscheint als wachsender Leiter. Dann kommen sie nach Ikonium. Hier werden sie das erste Mal Apostel genannt, das erste Mal wird von einer geplanten Steinigung berichtet, dann Lystra, die erste Heilung durch Paulus, da werden sie das erste Mal angebetet. Und die erste Steinigung wird vollzogen. Da fangen wir jetzt an zu lesen und zwar: Apg 14,19-28.

Wir beginnen mit Paulus, wie er gesteinigt wird. Das ist nicht lustig. Er wird liegengelassen. Wahrscheinlich bewusstlos. Wir erinnern uns: Er stand schon mal auf der andere Seite. Bei Stephanus. Nun liegt er da. Was für eine Gerechtigkeit. Vielleicht hat er das gedacht. Nun, er stirbt nicht. Sie helfen ihm auf und ziehen weiter nach Derbe, wieder ein großer Erfolg. Dann heißt es hier so schön: „Sie kehrten um. Zurück nach Lystra, Ikonium und Antiochen.“ Das klingt so normal. Warum auch nicht? Den Weg kennen sie ja. Doch welche Dinge passierten in Antiochien, Ikonium und Lystra. Da kann man doch sagen: Was? Zurück? Warum kehrt Paulus um? Dahin, wo sie soviel Widerstand hatten. Ehrlich. Die mussten das nicht. Sie hätten den schnellsten Weg nach Hause gehen können. Dazu hatten sie alles Recht. Das Ding war erfolgreich. Neue Christen, Heilungen, Bedrohung überlebt. Bilder genug für einen schönen Missionsbericht. Die haben alle Orden verdient. Sie hätten stolz sein können. Aber sie kehren um. Warum? Was lernen wir davon? Was motiviert sie dazu? Zwei Dinge können wir aus diesem Entschluss lernen.

Erstens: **Sie glaubten an die Realität des „Wir“**

Zweitens: **Sie glaubten daran, dass es wichtig ist selber dabei zu sein.**

Wenn wir nun über uns nachdenken. Manchmal gibt es Hindernisse oder Grenzen, die nicht zulassen, dass wir dieses „Wir“ leben und dieses: „Dabeisein“.

Sie glaubten an die Realität des „Wir“

Wir müssen durch viele Drangsale (22). „Wir.“ Damit sagen sie nicht: Wir haben es jetzt schon hinter uns. Nun seid ihr dran. Es heißt auch nicht: Wenn ihr durch seid, so wie wir, dann haben wir es gemeinsam erlebt. Es heißt. Eure Bedrängnisse sind unsere Bedrängnisse. Eure Verfolgung ist unsere Verfolgung. Eure Herausforderungen, Nöte, sind unsere. Da gibt es diese Verbindung, die die ersten Missionsmitarbeiter mit den von ihnen gegründeten Gemeinden hatten. Sie konnten dieses „Wir“ nicht brechen. Das „Wir“ war für sie wichtig. Wie sieht es bei dem „wir“ bei uns aus? Nun, ich denke, dass wir in der Theorie damit auch für unsere eigene Gemeinde übereinstimmen. Ja, auch wir sind dieses „Wir.“ Wir sind verbunden. Doch wenn wir es aus der Theorie holen wollen, in die Praxis, dann gibt es immer Dinge, die diesem „Wir“ entgegentreten. Nennen wir sie einmal Hindernisse, die sich vor uns aufbauen, die es schwer machen zu diesem „Wir“ zu kommen.

Das *erste Hindernis* das uns da begegnet ist das Hindernis des Individualismus. Wir merken in unserer Gesellschaft ein stetes Bestreben sich von den Strömungen und Einflüssen, die uns umgeben, abzugrenzen. Niemand will sich von außen bestimmen lassen. Klar und auch als Christen wollen wir uns von der Gesellschaft, die um uns herum ist frei machen. Wir wollen selbstbestimmt, weg von den ganzen Zwängen, unser autonomes Ich leben können. Wir schätzen deshalb Unabhängigkeit vor Abhängigkeit. Denk doch mal über dein Leben nach: Warum fällt es mir so schwer jemanden um Hilfe zu bitten. Ist das ein Zeichen der Schwäche? Wie ist es wenn mir jemand Hilfe anbietet. Fällt mir das leicht sie anzunehmen? „Ich brauche keine Hilfe. Vielen Dank. Ich komme allein zurecht.“ Es ist uns doch oft peinlich. Wer kennt das? Da verfährt man sich und die beste Ehefrau neben einem sagt: Warum fragst Du nicht um Hilfe? „Nur über meine Leiche,“ grummle ich innerlich. Warum klappt das nicht in unserer Gesellschaft: „Hey ich brauche mal Hilfe. Hey, danke für dein Angebot?“ Warum ist das peinlich und befremdlich? Da ist etwas, was uns sagt. Das Größte ist unabhängig zu sein. Sein eigener Mann/Frau zu sein. Dann bin bist du endlich angekommen. Ist das so?

Das hat natürlich eine Herausforderung. Wir sind als Menschen Beziehungswesen, wir sehnen uns nach enger Verbundenheit. Ein Teil von uns sagt: „Individualismus ist gut.“ Ein anderer: „Ich sehne mich nach Verbundenheit.“ Die einsamsten Orte in unserer Welt sind nicht die Orte, wo wir alleine in einem Zimmer sind, die einsamsten sind, wenn ich in einer Gruppe von Menschen bin und mich mit niemandem verbunden fühle. Wisst ihr worüber ich rede? In der Gemeinde, sollten wir ein Gefühl der Verbundenheit haben. Wir sind dazu gerufen es zu leben und auszustrahlen. Wir sind gerufen gegen diesen Individualismus immer wieder aufzustehen und den Wert des „Wir“ zu erheben. Das ist einer der Gründe, warum wir am Sonntagmorgen zusammenkommen, gemeinsam singen, nicht als Aufwärmer, wir bekennen einander etwas. Die ganze Woche waren wir für uns, an unseren Orten, aber jetzt, kommen wir zusammen, als „wir“. Wir beten zusammen, und erklären einander, dass wir miteinander verbunden sind. Dass wir Anteil aneinander nehmen. Wir sagen: Dein Leben ist wichtig für mich. Deine Weilt ist meine, deine Nöte, deine Hoffnung, deine Freude sind meine. Trauer, Freude. Wir freuen uns mit den Fröhlichen und weinen mit den Trauernden. So werden wir eine Gemeinschaft. Wir leben nicht: „Komm mir nicht zu nahe. Bei dem will ich nicht sitzen...“ Wir *fühlen* die Leben der anderen... dazu sind wir gerufen, und wenn das passiert, dann wird das Hindernisse des Individualismus kleiner. Wenn wir an die Realität des „Wir“ glauben überwinden wir den Individualismus und finden tiefe Verbindung zueinander. Wir müssen diesen Wert des „Wir“ schätzen. So überwinden wir den Individualismus. Durch die Wertschätzung des „Wir.“

Das *zweite Hindernis* für das „Wir“ ist die Idee von begrenzten Ressourcen. Wir haben immer mit begrenzten Ressourcen zu tun. Wir erleben Begrenzungen in der Zeit, Geld, an Mitarbeitern, Kraft, Geduld... Und immer wieder müssen wir um alles kämpfen, gut haushalten, ja nichts verschwenden. Es ist ja nicht genug da. Wir glauben dann auch irgendwann, dass Liebe, Gnade, dass Respekt, dass Vergebung auch begrenzt sind und was passiert? Wir begrenzen es selber. Weil wir denken, wir haben es nicht unbegrenzt. Und so schränken wir das selber beim geben ein. Wir geben es nicht in unsere Gemeinschaften, die doch davon so viel brauchen. Im Evangelium geht es aber um unbegrenzte Liebe, ewige Gnade, unaufhörliche Vergebung, grenzenlose Achtung. Doch dieser Reichtum wird nicht aktiviert, wenn wir kleinliche Rechenmeister sind, sondern frei und großzügig es einander geben. Und das Wunder ist, da kommen unsere Ressourcen nicht an ein Ende, sondern sie werden größer und reicher? In Röm 13,8 sagt Pls: „Bleibt niemandem etwas schuldig als nur einander zu lieben.“ Damit sagt Paulus dieses: Du sprichst immer von dem, was dir die anderen schulden, was du den anderen schuldest. Du redest von Begrenzungen?! Ich sagte dir worum es geht: Liebt einander. Du sagst: „Du liebst mich, pass auf, ich zeige es dir, ich liebe dich mehr, was, du noch mehr. Oh das lasse ich nicht auf mir sitzen. Ich liebe dich noch mehr. Bis zum Mond und wieder zurück. Du vergibst mir, du bist mir gnädig. Pass auf, ich schaffe das noch mehr...“

Wenn wir das tun würden. Was würde passieren? Wir wären schnell eine Gemeinschaft, die davon zu viel hätte, zu viel Liebe, Vergebung, Gnade, was würden wir dann damit tun? So eine Gemeinschaft könnte niemand begrenzen und aufhalten, dass sie mit diesem Schatz nicht immer wieder in die Orte geht, wo Liebe, Vergebung und Gnade fehlt. Die erste Gemeinde hat das gelebt. Niemand hatte eine Not. Wenn wir das leben, Wir sind eine Gemeinschaft ohne begrenzte Ressourcen dann würde dieses Hindernis auf dem Weg zum „Wir“ schwinden. Das ist wahr. Die alte Kirche glaubte daran. An diese Realität. Wir sollten uns davon inspirieren lassen. Woran glaubten sie noch, neben dem „wir“? Jetzt wird es etwas persönlicher. Sie glaubten, dass Gott hat sie gerufen hatte „selber dabei zu sein“.

Sie glaubten daran, dass es wichtig ist selber dabei zu sein.

Das bedeutet für uns, dass wir aus der Theorie in die Praxis kommen. Das ist persönlich, das kommt uns nah. Das geht uns selber an. Denn wenn wir nur an die Realität des „Wir“ glauben, dann können wir herrliche Zeiten mit tollen Liedern haben. (Bind uns zusammen Herr...) Was tat dieser Missionstrupp? Sie gingen zu allen Kirchen „stärkten, ermahnten und ermutigten, beriefen Älteste.“ Sie gingen zurück zu den Orten der Verfolgung des Widerstandes, und stärken und ermutigten sie, lebten mit ihnen, kämpften mit ihnen, Sie lehrten sie, sie gingen miteinander, sie wurden zu Mentoren, sie brachten andere zur Blüte, damit die Kirche in diesen Städten das tun konnte, was ihr Auftrag war. Sie halfen ihnen als Nachfolger einzeln und als Gemeinschaft so zu leben wie sie sollten. Wunderbar.

Was heißt das *Selber dabei sein, selbst mitzumachen*, für uns. Es heißt: Selber nicht draußen vor zu bleiben. Aber, wie beim „wir“, gibt es da auch Hindernisse, dass wir es doch nicht tun.

Das erste: Das ist die Grenze des Unbekannten, oder vielleicht präziser die Furcht vor dem Unbekannten. Vielleicht sehen wir ja eine Herausforderung, eine Situation, und wir sagen: Oh da sollte sich jemand drum kümmern, und wir denken sogar, vielleicht sollte ich mich drum kümmern... Aber was, wenn ich das nicht hinbekomme, was ist, wenn ich das Falsche sage, wenn ich das Falsche tue, wenn ich nicht weiß, was ich tun soll, was, wenn ich die Sache schlimmer mache, und was kann dann alles passieren? Und so entferne ich mich mehr und mehr von der Aufgabe, der Situation, ich wünsche den Leuten immer noch alles Gute, aber meine Furcht, dass ich überfordert sein könnte,

lässt mich weit weg davon bleiben und sein. Das sind ernsthafte Gedanken, oft eine stichhaltige Furcht. Nun, was wir in der Geschichte der ersten Kirche lernen ist dieses: Es ist eine Geschichte, des „erstmalig, ein zuerst“. Sie machten immer einmalig zuerst ganz neue Erfahrungen, sie kamen immer wieder erstmalig in neue Situationen. Die Herausforderungen waren immens. Mit unbekanntem Dingen mussten sie sich ständig auseinandersetzen. Wenn wir die Apg lesen, dann betrifft das die ganze Kirche. Permanent mussten sie sich mit dem Neuen, dem Unbekannten auseinandersetzen, betreten Räume, in denen sie zuvor nie waren.

Ich möchte das so sagen. Wenn wir als Christen leben, gehört es dazu, dass wir immerzu wieder in das Unbekannte gehen. Und das nennen wir Glauben. An einem Punkt müssen wir selber reingehen, wir müssen beginnen, denn erst wenn wir das tun, dann werden Dinge möglich und in Gang gesetzt. Und dann – erst dann – entdecken wir neue Dinge über uns selbst, und die Wege, wie wir Gott und einander dienen können. Und dann fangen wir an zu staunen.

Mir ging das so am vergangenen Freitag. Hätte mich jemand vor 1 ½ Jahren gefragt: Könntest Du dir vorstellen eine Jüngerschaftsgruppe mit Männern zu leiten, die aus dem Iran und Afghanistan kommen, und von denen nur sehr wenig passabel Deutsch sprechen. Ich hätte nein gesagt. Wer hätte ja gesagt? Meine Frau hat mir das immer wieder gesagt. Ich habe zögerlich begonnen. Was für eine wunderbare Sache ist daraus geworden.

Beim selber einsteigen gibt es die Furcht vor dem Neuen, das ängstigt uns, wir wissen dummerweise nicht, wie alles sein wird, aber wir müssen verstehen, im Glauben gibt es Wege, wie wir solche Furcht überwinden können und sollen. Und das erste ist, den ersten Schritt zu gehen: Zu vertrauen, Sich in das Unbekannte zu wagen Das ist ein wichtiges Teil des christlichen Glaubens. Andere können dadurch gesegnet werden, aber auch in uns kann etwas geschehen. Wir werden genauso verändert. So gehen wir rein.

Wir kümmern uns um Babys, Kinder und alte Menschen, wir öffnen unser Haus, wir helfen jungen Leuten, wir füllen eine Überweisung aus, wir fangen selber an teilzuhaben, und machen da mit, wo wir denken, dass Gott uns dazu ruft, auch wenn ich nicht weiß, wie das alles gehen soll. Wenn wir das tun, zeigen wir uns und die Furcht vor dem Unbekannten wird durchbrochen. Wir sind nicht mehr eingeschüchtert von dem, was nur Furcht in unser Leben bringen will.

Noch eine Grenze, die uns zurückhält mitzumachen oder selber dabei zu sein.

Es gibt nicht nur die Furcht vor dem Unbekannten. Sehr oft ist es die Furcht vor dem Bekannten. Für Paulus war es bis zu diesem Zeitpunkt immer eine Reise in das Neue, das Unbekannte, bis zu diesem Zeitpunkt, an dem sie beschließen, wieder zurückzugehen. Jetzt geht es an die Orte, wo sie schon waren. Wie kennen die Situation, Leute, Herausforderungen, Kämpfe, den Schmerz, die Steine, den Hass, die Aufwiegler und trotzdem gehen sie. Manchmal werden wir an die Orte gerufen, an denen wir schon waren, an denen uns vielleicht auch Schmerzen zugefügt wurden. An Orte, an denen es schon mal geknallt hat, in Beziehungen, die rau waren, bis heute. Wir denken vielleicht, dass es wäre gut, wenn wir da wieder wären, aber in unseren Gedanken geht sofort eine Schranke runter. Nein, nie. Ich weiß, was sie sagt. Ich weiß doch, wie der sich verhält. Ich weiß doch, wie die Diskussion wieder laufen wird. Ich weiß doch, was sie von mir wollen, ich weiß exakt, wie das wieder ausgehen wird. Ich weiß das alles, denn da war ich schon. Das habe ich schon alles erlebt. Und keine 10 Pferde bekommen mich da wieder hin. Das ist die Furcht vor dem Bekannten. Nun ich sage nicht. Los wieder rein, naiv, blauäugig. Situationen und Beziehungen sind oft kompliziert und komplex.

Aber es sieht doch so aus. Das Evangelium bringt uns doch immer wieder die Idee nahe, dass das Gute, das Böse besiegt, die Gute Nachricht gewinnt gegen die schlechte, in der Mitte der Asche ist neues Leben.

In der Mitte von Verwüstung, ist etwas von Wiederherstellung, von Versöhnung und vor allem von Auferstehung. Auch da, wo wir das nicht sehen können. Unsere Hoffnung ist, dass Gott das schenken kann und will.

Das er etwas tut, was wir uns nicht einmal vorstellen können. Was wäre das für eine Erfahrung in unserem Leben, wenn wir über diese Schranke klettern, und eine Erfahrung machen, dass Gott etwas Neues schenkt, was wir uns das selber nie hätten vorstellen können. Vielleicht müssen da einige heute morgen von uns nachdenken. Was bedeutet es für mich die Grenze des Bekannten zu überwinden. Ihr Ehemänner. Wie wäre es, wenn ihr wieder in eure Ehe richtig einsteigt. Oder ihr Frauen, wenn ihr wieder richtig in eure Ehe einsteigt. Ihr Kinder in die Beziehung zu euren Eltern, ihr Eltern in das Leben eurer Kinder, die Familien zu ihren Großeltern, Großeltern in die Familien ihrer Kinder. In ehemalige Freundschaften, in Beziehungen, die mal waren. Das ist nicht leicht. Nicht leicht. Aber in vielen Stellen sind wir dazu gerufen. Zu glauben, dass Gott etwas Unwahrscheinlicheres tun kann, als wir uns das vorstellen können. Und so steigen wir wieder ein, wir machen wieder mit, vielleicht ist das dann auch die Chance von Vergebung. Eine neue Art zu kommunizieren, eine zweite Chance, Neues für Altes. Das ist Nachfolge. Das ist das, was uns das Evangelium lehrte. Wenn wir diese Leben wählen, dann verlieren die Grenzen des Bekannten, die uns fürchten lassen, ihre Macht.

Am Ende der ersten Missionsreise finden sie ihren Weg nach Antiochien. Sie kommen zusammen und berichten, was Gott mit ihnen ... alles, was Gott **mit ihnen** getan hatte. Mit ihnen, und sicher auch durch sie, und in ihnen. Was Gott getan hat. Das haben sie verstanden, nicht sie haben etwas getan. Gott hat mit ihnen etwas gemacht. Das ist die Grundlage und Erfahrung ihres Glaubens. Das erkennen sie. Das sagen sie uns. Wer hat die Grenzen niedergerissen, die dem Wir und dem „Ich bin dabei“ entgegenstanden? Gott hat es getan. Und wir als Gemeinde? Darauf hinzuleben ist kein Wunschenken, Kein Pastorentraum. Es ist kein „Hoffen wir mal auf Glück.“ Es ist verwurzelt im Evangelium, es ist in der Natur Gottes, Der glaubt an das wir und ist selber in diese Welt eingetreten. Das soll uns Hoffnung geben. Das soll unsere Furcht besiegen. Das ist unsere Hoffnung, unser Glaube.

Die Realität war bei Paulus die. Er hat es gesagt. Wir kehren um. Aber alle aus dem Team mussten für sich sagen: Ok. Ich bin dabei. Ich gehe wieder zurück. Ich mache mit. Jeder einzelne muss das für sich sagen. Wo brauchen wir Veränderung, wo Individualismus, wo Angst, dass es nicht reicht, Frucht vor dem Unbekannte, Furcht vor dem Bekannten. Wir wissen nicht wie wir es ändern können. Gott will dass wir hoffen und glauben. Amen

Udo Hermann

Erfurt, den 23. September 2012